Flaubert

Gustave Flaubert, Julie Wassermann-Sp...

JULIE WASSERMANN

FLAUBERT

EIN SELBSTPORTRÄT

NACH SEINEN BRIEFEN

BERLIN 1907

OESTERHELD & CO. VERLAG

VON DIESEM BUCHE WURDEN 25 NUMERIERTE EXEMPLARE AUF ECHTEM JAPANPAPIER ABGEZOGEN, IN GANZLEDER GEBUNDEN, VON DER ÜBERSETZERIN SIGNIERT UND SIND ZUM PREISE VON ZWÖLF MARK NUR DIREKT VOM VERLAGE ERHÄLTLICH.

Meine Jugend war innerlich sehr schön. Ich habe Entzückungen gehabt, die ich nicht mehr wiederfinde, Freunde, die tot oder verwandelt sind, ein grosses Vertrauen zu mir selbst, herrliche Seelenaufschwünge, etwas Gebieterisches in der ganzen Person. Ich träumte von Liebe, Ruhm und Schönheit. Mein Herz war weit wie die Welt und ich sehnte mich nach den Stürmen des Himmels. Nach und nach nutzte ich mich ab, wurde hart, verwelkte. Ich beschuldige Niemanden als mich selbst. Ich habe mich in eine unsinnige Gefühlsgymnastik gestürzt. Ich habe Gefallen daran gefunden, meine Sinne zu bekämpfen und mein Herz zu quälen. Ich habe die menschlichen Wonnen, die sich mir darboten, von mir gewiesen. Mich selber leidenschaftlich befehdend, entwurzelte ich den Menschen in mir mit beiden Händen, beiden Händen voller Kraft und Stolz. Aus dem Baum mit dem grün schimmernden Laub wollte ich eine nackte Säule machen, um ganz oben auf einem Altar ich weiss nicht welche heilige Flamme zu entzünden . . : . . Darum fühle ich mich mit sechsunddreissig Jahren so leer und oft so müde.

Ich bin ein Barbar. Von einem Barbaren habe ich die Stumpfheit des Muskelsystems, das Schmachten der Nerven, die grünen Augen, die hohe Gestalt, aber

ebenso den Schwung, den Eigensinn und den Jähzorn. Wir Normannen haben alle ein wenig Most in den Adern, ein herbes und gährendes Getränk, das zuweilen den Pfropfen sprengt.

Etwas stimmt in mir nicht. Ich bin ein geborener Lyriker und schreibe keine Verse. Die ich liebe, möchte ich mit Zärtlichkeiten überhäufen und ich mache sie weinen.

Was meine Arbeitswut betrifft, so möchte ich sie mit einem juckenden Geschwür vergleichen. Jammernd kratze ich mich. Es ist zugleich eine Lust und eine Qual. Und ich mache das nicht, was ich gerne möchte. Denn man wählt nicht seine Stoffe, sondern sie drängen sich einem auf. Werde ich je den mir bestimmten finden? Wird mir je vom Himmel eine Idee herunterfallen, die meinem Temperament entspricht? Werde ich das Buch schreiben, in dem ich mich ganz hingeben kann?

Es ist etwas grausam Köstliches um das Schreiben. Sich in derartige Qualen hineinzustürzen und nichts anderes zu wollen, darin liegt ein Geheimnis, dessen Lösung sich mir entzieht. Der Beruf ist vielleicht wie die Vaterlandsliebe (von der ich übrigens wenig fühle) ein schicksalsvolles

Band zwischen Mensch und Dingen. Der Sibirier in seinem Schnee und der Hottentotte in seiner Hütte leben zufrieden, ohne von Sonne oder Palast zu träumen. Etwas, das stärker als sie selber ist, kettet sie an ihr Elend und wir, wir kämpfen mit Formen. Dichter, Bildhauer, Maler und Musiker zugleich, atmen wir das Dasein durch den Satz, die Linie, die Farbe, den Wohlklang, und das ist für uns das Schönste auf der Welt.

Herrlich ist es zu schreiben, nicht mehr in sich zu sein, sondern in der ganzen Schöpfung, von der man spricht, zu kreisen. Heute zum Beispiel bin ich, gleichzeitig als Mann und Frau, Liebhaber und Geliebte, im Wald spazieren geritten an einem Herbstnachmittag unter gelben Blättern, und ich war Pferd, Blatt und Wind, die Worte, die gesprochen wurden und die rote Sonne, vor der die liebefeuchten Augenlider sich schlossen. Ist es Stolz oder Mitleid, ist es das unbeholfene, kindliche Überfliessen einer übertriebenen Selbstzufriedenheit oder ein unbestimmt religiöses Gefühl? Aber, wenn ich nach dem Genuss dieses Rausches darüber nachdenke, möchte ich dem lieben Gott ein Dankgebet sagen, wüsste ich, dass er mich hört. Ich preise ihn dafür, dass ich nicht als Baumwollhändler oder als Lustspieldichter oder als Mann von Geist auf

die Welt kam. Singen wir Apoll wie in den ersten Tagen, atmen wir in vollen Zügen die kalte, freie Luft vom Parnass, schlagen wir auf unsere Guitarren und Cymbeln und drehen wir uns wie die Derwische um das ewige Getöse von Formen und Ideen.

Die einzige Möglichkeit, die Existenz zu ertragen, ist, sich in der Literatur zu betäuben, wie in einer ununterbrochenen Orgie. Der Wein der Kunst erzeugt in mir eine lange Trunkenheit und ist unerschöpfbar. An sich selbst zu denken, macht unglücklich.

Ich habe nicht das Gefühl eines erst beginnenden Lebens, die Verwunderung des frisch aufbrechenden Daseins. Es scheint mir im Gegenteil, dass ich immer gelebt habe, und meine Erinnerungen reichen bis zu den Pharaonen zurück. Ich sehe mich sehr deutlich in verschiedenen Zeitabschnitten der Geschichte verschiedene Handwerke ausüben, sehe mich in mannigfachen Glücksumständen. Meine gegenwärtige Person ist das Resultat dieser verschiedenen Existenzen.

Da ich nicht das Morgen sehen kann, möchte ich das Gestern sehen. Warum lebte ich nicht wenigstens unter Ludwig dem Vierzehnten, mit einer großen Perrücke, straff gezogenen Strümpfen und

der Gesellschaft des Herrn Descartes? Warum lebte ich nicht zur Zeit Ronsards, zur Zeit Neros? Wie hätte ich mich mit den griechischen Rednern unterhalten, wie wäre ich auf den römischen Strassen, in den grossen Wagen gefahren und hätte des Abends mit den herumwandernden Priestern der Cybele in den Wirtshäusern geschlafen? Warum habe ich nicht vor allem in der Zeit des Perikles gelebt, um mit Aspasia zur Nacht zu essen, die veilchengeschmückt zwischen den weissen Marmorwänden Verse sang? Das ist alles aus, dieser Traum kommt nie wieder. Zweifellos habe ich alles schon einmal erlebt. Sicher war ich im römischen Kaiserreich Direktor irgend einer wandernden Schauspielertruppe, einer jener Käuze, die nach Sizilien gingen, um Frauen zu kaufen, aus denen sie Schauspielerinnen machten.

Warum bin ich so glücklich in der Einsamkeit? Warum wurde mir von dem Augenblick an, da ich in die Wüste kam, so leicht und froh zu Mut? Warum habe ich mich als Kind stundenlang alleine in ein Zimmer eingesperrt? Die Kultur hat bei mir keineswegs den Barbaren umgebracht. Ich glaube, dass trotz des Blutes meiner Vorfahren (von denen ich nichts weiss, und die sicher sehr anständige Leute waren) etwas vom Skythen, vom Beduinen und von der Rothaut, sicher aber

viel von einem Mönch in mir steckt. Ich habe immer die Mönche bewundert, die in Völlerei oder in Mystik einsam dahinlebten und damit der menschlischen Gesellschaft ins Gesicht schlugen. Aber jetzt ist Persönlichkeit ein Verbrechen. Das achtzehnte Jahrhundert hat die Seele verneint, und es wird vielleicht die Arbeit des neunzehnten sein, den Menschen zu töten. Möge man lieber vorher ganz zu Grund gehen! Wenn ich bedenke, dass fast alle meine Bekannten sich über meine Lebensführung wundern, die mir als die natürlichste der Welt erscheint, so gibt mir dies traurige Gedanken über die Verderbnis meiner Gattung. Denn es ist Verderbnis, wenn man sich nicht selbst genug ist.

Ich hasse meine Mitmenschen und fühle keinerlei Verwandtschaft mit ihnen. Ich empfinde ebensoviel Mitgefühl für die Flöhe, die einen Bettler beißen, wie für den Bettler selber. Ich bin überzeugt, dass die Menschen nicht mehr untereinander verwandt sind, als die Blätter des Waldes sich gleichen. Sie quälen sich gegenseitig, das ist alles. Sind wir nicht aus den Ausdünstungen des Weltalls geschaffen? Das Licht in meinem Auge stammt vielleicht von dem Herd irgend eines unbekannten Planeten, der eine Milliarde Meilen von dem Leib entfernt war, der den Fötus meines Vaters entwickelte,

und wenn die Atome unendlich sind und, wie ein ewig dahintreibender Fluss, sich in Formen ergiessen, was hält dann die Gedanken fest, was bindet sie? Wenn ich einen Kieselstein, ein Tier, ein Bild betrachte, so fühle ich, wie ich eins mit ihnen werde. Die Zusammengehörigkeit der Menschen ist nicht fester als diese Einheit. Und hierauf beruhen die geschichtlichen Schwermutanfälle, die Sympathien durch die Jahrhunderte usw. Annäherung der Moleküle, die sich drehen, sagen die Epikuräer, gut, aber die Moleküle meines lebendigen Körpers kreisen schwerlich im All. Ich fühle mich nicht verpflichtet, einen Dummkopf, weil er nicht vier Füsse wie ein Esel, sondern zwei, wie ich hat, deshalb zu lieben, oder nur so zu tun, als ob ich ihn liebte.

Die Menschheit hasst uns, wir dienen ihr nicht, und wir hassen sie, weil sie uns verwundet. Lieben wir uns also in der Kunst, wie die Mystiker sich in Gott lieben, und möge alles vor dieser Liebe erblassen. Mögen die andern Kerzen des Lebens (die alle übel riechen) vor dieser grossen Sonne verschwinden. In Zeitaltern, wo jedes gemeinsame Band zerrissen ist und die Gesellschaft nur ein grosses mehr oder minder gut verwaltetes Strassenräubertum vorstellt, die Begierden des Fleisches und des Geistes wie Wölfe aufeinander los-

stürzen, muss man, wie alle Welt, sich einen Egoismus zurechtmachen (nur einen schöneren) und in seinem Schlupfwinkel leben. Von Tag zu Tag fühle ich, wie sich zwischen der Welt und mir eine Kluft bildet, die sich immer mehr erweitert, und es ist mir recht. Denn dort, wo ich Sympathien empfinde, wächst dafür meine Fähigkeit des Verständnisses in dem Masse, als die Kluft grösser wird.

Wie wir unsere Leiden lieben. Ich klammere mich an ein Trugbild von Stil, das mir Körper und Seele abnützt, aber wir sind vielleicht nur durch unsere Leiden etwas wert, denn sie sind immer Sehnsüchte. Es gibt so viele Menschen, deren Freude so unrein und deren Ideal so begrenzt ist, dass ich mein Unglück segnen will, wenn es mich nur würdiger macht.

Der französische Geist ist von Unterhaltungswut besessen, er bedarf der grellen Farben, so dass er sich wenig um das, was für mich das Wesen der Poesie ist, kümmert. Er legt das Hauptgewicht auf die Auseinandersetzung, sei es malerisch durch das Bild oder moralisch durch die psychologische Analyse. Daher kommt es, dass ich ihm vielleicht pöbelhaft erscheine. Seit jeher leide ich darunter, in der französischen Sprache schreiben und denken zu müssen. Im Grunde bin ich ein Deutscher, nur durch das Studium habe ich mich von den nördlichen Nebeln befreit.

„L'EDUCATION SENTIMENTALE."

In mir sind, literarisch gesprochen, zwei verschiedene Menschen: einer liebt lyrische Ausbrüche, hohen Adlerflug, alle Wohlklänge des Satzes und die Gipfel der Idee, der andere ergründet und durchwühlt die Dinge, bringt gern die kleine Tatsache so stark zur Geltung als die grosse und will vor allem gestaltete Wahrheit geben, lacht gerne und liebt es, sich am Tierhaften im Menschen zu ergötzen.

Die „Education" war ein unbewusster Versuch von mir, diese beiden Bestrebungen zu verschmelzen. Leichter wäre es gewesen, aus dem kritischen das eine und aus dem lyrischen das andere Buch zu machen. Ich bin gescheitert. Zu viel fehlt in die-

sem Buch, und immer ist ein Buch durch das, was nicht darin ist, schwach. Eine Kraft ist niemals ein Fehler, es gibt darin kein Übermass, aber wenn eine Tugend eine andere frisst, ist es dann noch immer eine Tugend? Kurz zusammengefasst, es wäre, neben anderen Verbesserungen, in der „Education Sentimentale" noch ein neues Kapitel zu schreiben, in dem ich zeigen müsste, warum jene Handlung in dieser Person dies und kein anderes Resultat herbeiführte. Die Motive sind gezeigt, die Resultate auch, aber nicht die Verkettung. Dies ist das Gebrechen des Buches und darum straft es seinen Titel Lügen.

Ich möchte in diesem Buch die moralische Geschichte der Menschen meiner Zeit schreiben oder vielmehr die Gefühlsgeschichte. Es ist ein Buch der Liebe, der Leidenschaft, einer Leidenschaft, wie sie jetzt bestehen könnte, nämlich einer untätigen. Ich glaube, dass der Stoff, wie ich ihn auffasse, tief wahr ist, aber grade deshalb nicht sehr unterhaltend. Die Tatsachen, das Drama fehlen ein wenig, und dann ist die Handlung auf einen zu beträchtlichen Zeitraum ausgedehnt.

Es quält mich, dass in meinem Buch das Element des Amüsanten recht mittelmässig ist. Die Handlung fehlt. Ich behaupte, dass Ideen

Handlungen sind. Ich weiss, dass es schwer ist, durch sie zu interessieren; aber das ist dann ein Mangel des Stils. So habe ich fünfzig Seiten nacheinander, in denen nicht ein Ereignis vorkommt. Es ist fortgesetzt das Bild bürgerlichen Lebens und einer untätigen Liebe, einer Liebe, die um so schwieriger zu malen ist, als sie zugleich schüchtern und tief, aber leider ohne inneren Sturm ist. Schon im ersten Teil kommt ein analoger Fall vor: mein Ehemann liebt seine Frau fast auf dieselbe Art, wie mein Liebhaber, es sind also in derselben Umgebung zwei Durchschnittsmenschen darzustellen, die unterscheidbar sein müssen. Ich glaube, wenn es mir gelungen ist, dann wird es sehr stark sein, denn es ist Farbe auf Farbe gesetzt und ohne grelle Töne. Ich fürchte aber, dass alle diese Feinheiten langweilen, und dass der Leser lieber Bewegung sähe. Schliesslich muss man es so machen, wie es einem in der Urvorstellung vorgeschwebt ist. Brächte ich Handlung hinein, so wäre ich systematisch und würde alles verderben. Man muss singen, wie die Stimme in der Kehle beschaffen ist, die meine wird niemals dramatisch sein und niemals fesselnd.

Der Wert meines Buches besteht in meiner Fähigkeit, auf einem Haar zu schreiten, das über dem doppelten Abgrund aufgespannt

ist, der zwischen Lyrismus und Gewöhnlichkeit klafft, und den ich in einer zergliedernden Erzählung überwinden möchte. Es wird mir schwindelig bei dem Gedanken, was das sein könnte, aber wenn mir dann weiter einfällt, wie viel Schönheit mir anvertraut ist, kommen Angstzustände über mich und ich möchte mich verkriechen. Ich habe mein ganzes Leben in dem Eigensinn eines Wahnsinnigen gelebt, indem ich meine andern Fähigkeiten von mir wies, sie in Käfigen einsperrte, um sie nur zur Zerstreuung zu betrachten. Wenn ich je ein schönes Werk zusammenbringe, so habe ich es wohl verdient.

Schön scheint mir und gerne würde ich so etwas schreiben: ein Buch ohne jeden äusseren Rückhalt, das sich durch sich selber halten würde aus der inneren Kraft seines Stiles, wie die Erde in der Luft schwebt, ohne gestützt zu werden, ein Buch, das fast keinen Stoff hätte, oder in dem der Stoff fast unsichtbar wäre, wenn das möglich ist. Die schönsten Werke sind die, die am wenigsten Stoff zeigen. Je mehr der Ausdruck sich dem Gedanken nähert, umsomehr schmiegt sich das Wort ihm an, um so schöner wirkt es. Ich glaube, dass die Zukunft der Kunst in diesen Bahnen geht. Ich sehe, wie sie um so durchgeistigter wird in dem Mass, als sie wächst. Dies war so von den ägyp-

tischen Portalen angefangen bis zu den gotischen Spitzbogen und von den zwanzigtausend Versen der indischen Gedichte an bis zu der Lyrik Byrons. Wenn die Form schmiegsamer wird, so wird sie zugleich dünner. Sie vernachlässigt das Epos um des Romans willen und den Vers um der Prosa willen. Aus Orthodoxie wird sie entfesselt und ist so frei wie jeder Wille, der sie erzeugt. — — — —

Darum gibt es weder schöne noch hässliche Stoffe; und vom Standpunkt der reinen Kunst aus könnte man fast den Lehrsatz aufstellen, dass es überhaupt keinen gibt. Der Stil an sich selbst ist ein Absolutes. Wenn ich einmal alt bin und über nichts Besseres mehr zu reden weiss, will ich über all das schreiben.

Die Schwierigkeit des Schreibens wird mir um so fühlbarer, je kühner ich werde. (Das bewahrt mich vor der Pedanterie, in die ich sonst zweifellos verfallen würde.) Ich habe Pläne für Werke bis ans Ende meines Lebens, und wenn bittere Augenblicke für mich kommen, in denen ich vor Wut heule, weil sie mir so sehr das Gefühl meiner Ohnmacht und Schwäche geben, so gibt es andere, in denen ich vor Freude mühsam meine Fassung bewahre: etwas Tiefes und äusserst Wollüstiges bricht aus mir in Strahlenstürzen wie eine Ergiessung der Seele. Ich fühle mich von

meinen eigenen Gedanken hingerissen und ganz trunken, als käme durch eine Spalte meines Innern eine Wolke heisser Düfte über mich. Ich werde es nie sehr weit bringen, ich weiss alles, was mir fehlt, aber ein Anderer wird die Aufgabe, die ich unternahm, zu Ende führen. Ich werde einen Begabteren, besser Geborenen auf den Weg gebracht haben. Der Prosa den Rhythmus des Verses geben zu wollen, während man sie Prosa sein lässt, durchaus Prosa, und über das gewöhnliche Leben so zu schreiben, als wäre es Geschichte oder Heldengedicht, ohne seiner Natur Gewalt zu tun, ist vielleicht etwas Aberwitziges, sage ich mir manchmal, aber es ist ein sehr grosser und sehr eigenartiger Versuch. Ich fühle wohl meine Schwächen (wäre ich 15 Jahre alt!). Immerhin wird mein Wert darin bestehen, dass ich meinen Weg eigensinnig durchgesetzt habe. Und wer weiss? Vielleicht finde ich eines Tages ein gutes Motiv, eine Sangweise, die meiner Stimme vollkommen liegt, nicht über und nicht unter ihrer Kraft, und ich werde schliesslich mein Leben auf eine vornehme und oft köstliche Art verbracht haben.

Ich bin, wie Prudhomme, der Ansicht, dass die schönste Kirche diejenige ist, welche zugleich die Pfeiler vom Strassburger Dom, die Säulen von

Sankt Peter und die Portica vom Parthenon hätte. Ich habe Ideale, die einander widersprechen, daher die Verlegenheit, der Stillstand, die Ohnmacht meines Schaffens.

„MADAME BOVARY."

Gibt es einen, der das Altertum mehr geliebt hat als ich, der mehr von ihm träumte und alles tat, um es kennen zu lernen? Und trotzdem habe ich (in meinen Büchern) so wenig als nur irgend einer etwas von ihm. Nach meinem Aussehen müsste man glauben, dass ich Epik oder Drama, Brutalität der Tatsachen, schreibe, während ich doch an Gegenständen der Analyse und der Anatomie Gefallen finde. Im Grund bin ich ein Mensch der Nebel und habe mich durch Geduld und Studium von dem weisslichen Fett befreit, das meine Muskeln durchweichte. Ich strebe am meisten nach jenen Büchern, für die ich am wenigsten Mittel besitze. In diesem Sinn wird die Bovary eine unerhörte Kraftanstrengung gewesen sein, von der nur ich allein etwas weiss: Gegenstand, Personen, Wirkung, alles ist meinem Wesen fremd. Doch wird mir diese Arbeit für die Zukunft sehr förderlich sein. Ich komme mir beim Schreiben dieses Buches vor wie ein Mann, der mit Bleikugeln an jedem Finger Klavier spielt. Aber wenn ich erst ein mal meine

Fingerfertigkeit gewonnen habe, und ich finde die Melodie nach meinem Sinn, dann werde ich mit hochgehobenen Armen spielen und es wird vielleicht gut sein.

Wenn jemals die Wirkungen einer Symphonie in ein Buch hineingetragen wurden, so geschah es hier. Es muss sein, als ob ein Heulen durch das Ganze geht, dass man gleichzeitig Stiergebrüll, Liebesseufzer und die Sätze eines Verwaltungsbeamten hört, und über all dem liegt Sonne und Wind. Im Vergleich mit dieser Aufgabe waren die schwierigsten Stellen im heiligen Antonius ein Kinderspiel.

Ich komme so langsam vorwärts in diesem Buch, weil nichts darin aus mir selber gezogen ist; niemals ist mir meine Persönlichkeit unnützer gewesen. Vielleicht werde ich später etwas Stärkeres schreiben, schwerlich aber jemals etwas Geschickteres: alles ist darin Kopf. Verfehle ich mein Ziel, so ist es immerhin eine gute Übung gewesen. Was für mich das Natürliche ist — das Phantastische, Metaphysische, das mythologische Element, das Aufheulen — ist anderen etwas Aussergewöhnliches.

„Der heilige Antonius" hat mich nicht den dritten Teil der geistigen Anspannung gekostet, wie die Bo-

vary, es war ein Erguss, der mir nur Erquickung bereitete und die 18 Monate, die ich damit verbrachte, waren die lustvollsten meines Lebens.

Der Satz in „Madame Bovary“ fällt mir sehr schwer. Ich muss äusserst gewöhnliche Leute in geschraubter Art miteinander sprechen lassen und die Feinheit der Sprache raubt dem Ausdruck das Malerische.

Nur durch die Sehnsucht erhalten wir Wert. Eine Seele ist nach der Grösse ihres Wunsches zu messen, so wie man die Kathedralen im Vorhinein nach der Höhe ihrer Glockentürme beurteilt, und darum hasse ich die bürgerliche Poesie, die Familienkunst, obwohl ich selber solche schreibe, aber sicher zum letzten Mal, denn im Grunde ekelt sie mich an. Diese Madame Bovary, ein Buch, das ganz aus Berechnung und Stilschlauheiten besteht, ist nicht von meinem Blut. Ich trage es nicht in meinem Innern, ich fühle, dass es eine gewollte, künstliche Sache ist. Vielleicht wird es ein Kraftstück, das gewisse Leute (eine kleine Anzahl) bewundern; andere werden darin Wahrheit des Details und der Beobachtung finden. Aber Luft! Luft! Die grossen Wendungen, die grossen und vollen Satzgefüge, die sich wie Flüsse

ergiessen, die Vielfältigkeit der Bilder, die grossen Ausbrüche des Stils, alles schliesslich, was ich liebe, wird nicht in ihm sein. Aber vielleicht wird es mich vorbereiten, einmal ein gutes Buch zu schreiben.

Wie ich mich danach sehne, mit der Bovary, Anubis und meinen drei Erzählungen fertig zu werden, um eine neue Epoche beginnen zu können, in der ich mich der reinen Schönheit widmen will. Der Müssiggang, in dem ich seit einiger Zeit lebe, gibt mir den frommen Wunsch, alles, was „ich" gefühlt habe, in Kunst zu verwandeln. Nicht, dass ich das Bedürfnis empfinden würde, „Erinnerungen" zu schreiben, meine Person selbst stösst mich ab, und das unmittelbar Stoffliche erscheint mir hässlich und dünn.

Das Leben ist so kurz. Ich werde nie so schreiben können, wie ich möchte, nicht den vierten Teil von dem, was ich träume. Mit der ganzen Kraft, die man in sich fühlt und die einen erstickt, wird man eines Tages sterben müssen, ohne dass es einem je gelang, sie völlig zu ergiessen.

Ich nehme für immer Abschied vom Persönlichen, Intimen, Bezüglichen in der Kunst. Den alten Plan, später einmal meine Erinnerungen nieder-

zuschreiben, gebe ich auf. Nichts, was auf meine Person Bezug hat, verlockt mich. Das, woran die Jugend hing (so schön es durch die Perspektive der Erinnerung und die bengalische Beleuchtung des Stils sein könnte), hat keinen schöpferischen Reiz mehr für mich. Möge es tot sein, um nie mehr lebendig zu werden. Wozu? Ein Mensch ist nicht mehr als ein Floh. Mögen unsere Freuden wie unsere Schmerzen in unserem Werk sich auflösen. Man kann nicht die Wassertropfen, in den Wolken erkennen, die Sonne nicht im Tau, der von ihr beschienen wird. Tränen vergangener Tage, verdunstet wie irdischer Regen und werdet am Himmel zu riesigen, ganz von der Sonne durchglühten Wolkenlauben!

Meine Begierde nach Bildhaftigkeit verzehrt mich. Alles, was ich sehe, möchte ich künstlerisch wiedergeben, nicht so, wie es ist, sondern umgewandelt. Es wäre mir unmöglich, die wunderbarste wirkliche Tatsache in einer genauen Erzählung darzustellen. Ich müsste sie noch besticken.

Ist es ein Anzeichen des Alters, das ich Moralist werde? Sicher wende ich mich der hohen Komödie zu. Zuweilen erfasst mich eine wütende Sucht, die Menschen zu beschimpfen und das werde ich eines Tages, so in zehn Jahren, in irgend einem

langen Roman mit breitem Rahmen ausführen. Inzwischen ist mir ein alter Gedanke wieder eingefallen: mein Plan von dem Wörterbuch der übernommenen Ideen. Vor allem regt mich die Vorrede sehr an. Ich würde sie in einer Art entwerfen (es wäre ein ganzes Buch), dass kein Gesetz, obwohl ich jedes angreife, mir etwas anhaben könnte. Es wäre die historische Verherrlichung von allem, was allgemein gebilligt wird. Ich werde nachweisen, dass die Majoritäten immer Recht gehabt haben, die Minoritäten immer Unrecht. Ich werde die grossen Männer allen Dummköpfen, die Märtyrer allen Schlächtern aufopfern, und das alles in einem bis auf die Spitze getriebenen Raketenstil. So wäre für die Literatur das leichte, mittelmässige im Bereich von Allen Liegende als das einzig Rechtmässige aufzustellen und demnach jede Eigenart als gefährlich, dumm usw. zu verhöhnen. Diese Verteidigung von menschlichen Niederträchtigkeiten jeder Gestalt, ironisch und heulend vom Anfang bis zum Ende, voll von Zitaten, Beweisen (die das Gegenteil bewiesen) und erstaunlichen Texten, die leicht zu finden wären, hätte den Zweck, allen Excentricitäten, was immer für welchen, ein Ende zu machen. Damit wäre ich bei den modernen demokratischen Ideen der Gleichheit angelangt, in dem Wort Fouriers, dass die grossen Männer unnütz wurden. Und

in diesem Sinn, werde ich sagen, ist dieses Buch geschrieben. Man wird darin in alphabetischer Ordnung über alle möglichen Gegenstände alles das finden, was man in Gesellschaft sagen muss, um ein anständiger und liebenswürdiger Mensch zu sein. Ich glaube, dass das Ganze von riesigem Gewicht wäre. In diesem ganzen Buch wäre nicht durch ein einziges Wort meine eigene Denkweise ausgedrückt, aber wenn man es einmal gelesen hat, müsste es so sein, dass man sich kaum zu sprechen traut, aus Angst, unbeabsichtigt einen Satz zu sagen, der in diesem Wörterbuche steht. Übrigens wären einige Paragraphen ein sehr geeigneter Stoff für prachtvolle Erörterungen, z. B. über Mann, Frau, Freund, Politik, Verwaltungswesen. Und man könnte in wenigen Strichen Typen zeichnen, um nicht nur das, was man sagen muss, sondern auch was man scheinen muss, darzustellen.

Salammbô.

Man weiss nichts von der Stadt Karthago. Nach zwei oder drei Sachen, die ich gesehen habe, bin ich fast sicher, dass meine Vorstellungen von ihr richtig sind. Doch dies ist ohne Belang, es handelt sich darum, einer gewissen, schwebenden Idee zu entsprechen, die man sich gebildet hat. Ich muss in der Darstellung die Mitte finden zwischen Schwulst und Wirklichkeit.

Ich bin überzeugt, dass die guten Bücher nicht auf die Art wie dieses entstehen. Es wird kein gutes Buch sein. Immerhin, wenn es nur von grossen Dingen träumen lässt. Wir haben mehr Wert durch unsere Sehnsucht als durch unsere Taten.

Endlich beginne ich, mich in meinem Buch zu unterhalten. Alle Tage stehe ich zu Mittag auf und lege mich um vier Uhr früh nieder. Ein Eisbär ist nicht einsamer und ein Gott nicht ruhiger. Es war Zeit. Ich denke an nichts anderes mehr als an Karthago, und so soll es sein. Ein Buch war für mich immer nur eine Art, in irgend einer Welt zu leben; das erklärt mein Zögern, meine Angst und meine Langsamkeit.

Zuweilen (an meinen grossen Sonntagen) erliege ich einem Glanz, einer Begeisterung, die mich am ganzen Körper erschauern lässt, einem Seelenzustand, der dem Leben so überlegen scheint, dass der Ruhm einem bedeutungslos und selbst das Glück überflüssig wird. Wenn die Welt, statt uns im Morast ununterbrochener feindlicher Verschwörung ersticken zu lassen, im Gegenteil gesunde Lebensnormen böte, vielleicht gäbe es dann ein Mittel für die Ästhetik das zu finden, was der Stoizismus für die Moral erfand. Die griechische Kunst war keine Kunst, es war die wurzelständige Lebensnorm eines ganzen Volkes, einer ganzen Rasse, des Landes selbst.

Die Zeit der Schönheit ist vorüber. Die Menschheit denkt nicht daran, zu ihr zurückzukehren und schätzt sie nicht mehr. Je weiter sie fortschreiten wird, um so wissenschaftlicher wird sie werden, so wie die Wissenschaft einst Kunst sein wird. Beide werden sich auf dem Gipfel vereinigen, wie sie sich in der Niederung getrennt hatten. Kein menschlicher Gedanke kann voraussehen, in welch strahlenden seelischen Sonnen die Werke der Zukunft einmal aufblühen werden. Unterdessen weilen wir auf einem Gang, der mit Schatten angefüllt ist, wir tasten in der Finsternis. Das Gleichgewicht fehlt uns, die Erde entgleitet unter den Füssen. Der Stützpunkt versagt sich uns, Literaten und Schrift-

steller, die wir sind. Und wozu dies alles? Welches Bedürfnis erfüllt dies Geschwätz? Von der Menge zu uns führt kein Band: um so schlimmer für die Menge, um so schlimmer vor allem für uns. Aber jedes Ding hat seine Vernunft, und wie die Phantasie eines Individuums mir ebenso rechtmässig erscheint, wie der Appetit von Millionen Menschen, und ebenso seinen Platz in der Welt inne hat, so möge man, losgelöst von den Dingen und unabhängig von der Menschheit, die uns verleugnet, seiner Berufung leben, auf seinen Turm von Elfenbein steigen und dort gleich einer Bajadere, die unter Wohlgerüchen ihren Träumen lebt, alleine bleiben.

Zuweilen erfüllt mich grosse Sehnsucht, eine grosse Leere. Mitten in meinem reinsten Glück grinsen mich Zweifel an: und doch möchte ich diesen Zustand mit nichts in der Welt vertauschen, denn mein Gewissen sagt mir, dass ich meine Pflicht erfülle und einer höheren Bestimmung gehorche, dass ich das Gute tue und im Rechten bin.

Ich glaube an einen Stil, einen Stil, der so schön ist, den irgend einer in zehn Jahren schreiben wird und der rhythmisch wäre wie der Vers, deutlich wie die Sprache der Wissenschaft, mit den Wellenlinien, den Anschwellungen des Violoncelles,

dem Sprühspiel des Feuers. Ein Stil, der in unsere Ideen eindränge, wie der Stoss eines feinen Dolches — in dem unsere Gedanken wie auf glatten Flächen gleiten würden, wie man in einem Boot dahinfährt, mit gutem Wind im Segel. Die Prosa ist jüngstgeboren, das muss man sich sagen. Der Vers ist recht eigentlich die Form der antiken Literaturen. Alle Zusammenstellungen der Prosodie sind schon gemacht worden, von denen der Prosa ist man noch weit entfernt.

Nicht der Stil, noch die Biegsamkeit des Bogens und der Finger, die man als Talent bezeichnet, fehlen uns. Wir haben ein zahlreiches Orchester, eine reiche Palette, mannigfaltige Mittel. Wir haben viel mehr Feinheiten und Kunstgriffe, als man jemals hatte. Aber uns fehlt das Prinzip des Innerlichen. Die Seele des Dinges, die Idee des Gegenstandes. Wir machen uns Aufzeichnungen, wir reisen. Erbärmlichkeit, Erbärmlichkeit. Wir werden Gelehrte, Archäologen, Geschichtsforscher, Ärzte, Stümper und Geschmacksmenschen. Was hilft das alles? Aber das Herz? der Schwung, der Geist? Von wo ausgehen und wohin?

Etwas Dummes verdirbt und hemmt uns, nämlich der gute Geschmack. Wir haben zu viel davon. Wir sind Kritiker, haben eine Poetik,

vorgefasste Ideen, mit einem Wort: Regeln, ganz wie Delille und Marmontel. Was uns fehlt, ist der Mut. Durch die Gewissenhaftigkeit gleichen wir jenen armen Frommen, die aus Angst vor der Hölle nicht leben und am frühen Morgen ihren Beichtvater aufwecken, um sich verliebter nächtlicher Träume anzuklagen. Sorgen wir uns nicht so sehr um das Ergebnis! Lieben wir, lieben wir! Was kümmert uns das Kind, mit dem die Muse niederkommt — liegt nicht das reinste Glück in den Küssen?

Wie das Wesen der Tugenddie Beständigkeit ist, so entsteht der Stil durch die Stetigkeit. Um guter Schwimmer zu sein und gegen die Strömung schwimmen zu können, muss der ganze Körper vom Kopf bis zum Fussende in derselben Linie liegen. Man zieht sich zusammen wie eine Kröte und breitet sich auf der Oberfläche aus, die Zähne zusammenbeissend: ebenso muss es die Idee in den Worten machen, sie darf keineswegs nach rechts und links ausschlagen, was ermüdet und nicht vorwärts führt.

Alle Schwierigkeiten, die man beim Schreiben empfindet, entstehen aus dem Mangel an Ordnung. Wenn man eifrig über eine Wendung nach-

denkt, ohne dass sie einem einfällt, ist die Ursache sicher die, dass man die Idee nicht besitzt. Hat man das Bild oder das Gefühl sehr genau inne, dann ergibt sich das Wort.

Die Kunst darf sich nicht mit der Person des Künstlers vermengen. Um so schlimmer für ihn, wenn er rot, grün oder gelb nicht liebt, alle Farben sind schön, es handelt sich darum, sie malen zu können.

Man muss kälter schreiben; hüten wir uns vor jener Erhitzung, die man Eingebung nennt, und bei der oft mehr nervöse Erregung mitspielt als Muskelkraft.

Wenn man eine Sache gut machen will, dann muss sie einem in den Organismus übergegangen sein. Ein Botaniker darf weder die Hände noch die Augen oder den Kopf so beschaffen haben wie ein Astronom und wird die Sterne nicht so, wie jener die Gräser betrachten. Aus dieser Verbindung von Anlage und Erziehung ergibt sich der Takt, der Einfall, der Geschmack, mit einem Wort: die Eingebung. Wie oft sagte nicht mein Vater, dass er die Krankheiten erriete, ohne zu wissen wieso. Aus demselben Gefühl, aus dem er instinktiv das Heilmittel fand, verfallen wir auf

das Wort. Aber dazu muss man für das Handwerk geboren sein und es lange Zeit hindurch mit Leidenschaft ausgeübt haben.

Das Element des Empfindsamen wird schuld sein, dass man einmal die zeitgenössische Literatur für kindisch und ein wenig albern ansehen wird. Wieviel Gefühl ist darin aufgewendet und abermals Gefühl und was für Tränenbäche. Niemals haben je so brave Leute gelebt. Vor allem muss Blut in den Sätzen sein und nicht Lymphe, und wenn ich Blut sage, meine ich das Herz, das schlagende, zitternde, erregte, das die Bäume sich lieben und die Felsen erzittern macht.

Die Kunst darf bei Gefahr des Verfalles nicht die Kanzel für irgend einen Lehrsatz sein. Man fälscht immer die Wirklichkeit, wenn man aus ihr Schlüsse ziehen will, was Gott allein gebührt. Kann man denn durch eine Dichtung wahr wirken? Geschichte und Naturwissenschaft sind die Musen der heutigen Zeit, die uns neue Welten aufschliessen werden. Nur nicht wieder ins Mittelalter zurückkehren. Vielleicht wird es nach Jahrhunderten des Studiums einem gegeben sein, zusammenfassen zu dürfen. Die Wut, Schlüsse zu ziehen, ist eine der verderblichsten und unfruchtbarsten Narrheiten. Jede Religion und jede Philo-

sophie glaubte Gott zu besitzen, die Unendlichkeit abzuschätzen und das Rezept des Glückes zu kennen. Welcher Hochmut und welche Niedrigkeit. Ich sehe hingegen, dass die grössten Geister und die grössten Werke niemals Schlüsse gezogen haben. Homer, Shakespeare, Goethe, alle ältesten Söhne Gottes (wie Michelet sagt) hüteten sich, je anderes zu tun als darzustellen. Wir wollen den Himmel erstürmen, gut, aber erweitern wir erst unser Herz. Wir, Männer der göttlichen Sehnsucht, stecken alle bis zum Hals im Kot der Erde. Das Barbarentum des Mittelalters umschlingt uns mit tausend Vorurteilen und Missbräuchen.

Möge man nicht die Unpersönlichkeit als das Zeichen der Kraft ansehen. Man muss den Gegenstand förmlich verschlucken, in seinem Blute kreisen lassen, so dass er sich nach aussen wieder abbildet, ohne dass man das Geringste von dieser wunderbaren Chemie begreifen kann. Möge unser Herz nur dazu schlagen, das der Andern zu fühlen. Seien wir Spiegel, die die Wahrheiten des Daseins vergrössern.

Damit ein Buch Wahrheit ausatme, muss es ganz voll von seinem Stoff sein. Dann kommt die Farbe ganz natürlich als unvermeidliches Ergebnis, wie eine Blüte der Idee.

Formendichter, das ist das grosse Wort, das die Utilitarier den wahren Künstlern entgegenschleudern. Solange man nicht in einem gegebenen Satz Inhalt und Form trennen kann, solange werde ich daran festhalten, dass dies zwei sinnlose Worte sind. Es gibt keinen schönen Gedanken ohne schöne Form und umgekehrt. Die Schönheit sickert aus der Form in die Welt der Kunst, wie Versuchung und Liebe durch unsere Welt. So wie man von dem leibhaftigen Körper nicht die Eigenschaften abziehen kann, die seine Beschaffenheit sind (z. B. Farbe, Ausdehnung, Festigkeit), ohne dass der Körper zu einer leeren Abstraktion wird, ohne dass wir ihn also zerstören, ebensowenig wird man von der Form die Idee abziehen können, denn die Idee existiert durch die Kraft der Form. Eine Idee ohne Form ist ein Unding, ebenso wie eine Form, die nicht eine Idee ausdrückt. Das ist ein ganzes Bündel Dummheiten, von der die Kritik lebt. Man wirft den Leuten, die einen guten Stil schreiben, vor, dass sie die Idee vernachlässigen, den moralischen Zweck. Als wäre es nicht der Zweck des Arztes zu heilen, des Malers zu malen, der Nachtigall zu singen, als wäre nicht der Zweck der Kunst vor allem die Schönheit.

Man beschuldigt die Bildhauer der Sinnlichkeit, wenn sie wahrhaftige Frauen bilden mit Brüsten,

die Milch geben können, und mit Hüften, die Fruchtbarkeit anzeigen; würden sie hingegen Figuren mit falschen Faltenwürfen drapieren, Gesichter bilden, die so flach wie Schilder sind, dann würde man sie Idealisten nennen oder Spiritualisten. Er vernachlässigt die Formen, würde man sagen, aber er ist ein Denker, und darüber schlagen sie Lärm und zwingen sich, was sie langweilt, zu bewundern. Es ist leicht, mit einer gebräuchlichen Ausdrucksweise und zwei oder drei allgemeingültigen Ideen für einen Schriftsteller zu gelten, der Sozialist ist, Vertreter der Interessen, Erneuerer und Vorläufer jener gepredigten Zukunft, von der die Armen und die Narren träumen. In dieser Weise wird allgemein verfahren, man errötet über sein Handwerk. Ganz einfach Romane oder Verse schreiben, Marmor behauen, das war früher gut, als noch keine 'soziale Mission bestand, jetzt muss jedes Werk seinen moralischen Sinn haben, seine akademische Belehrung, ein Sonett muss von philosophischem Gewicht sein, ein Drama muss den Monarchen auf die Finger klopfen und ein Aquarell die Sitten mildern. Das Advokatentum schleicht sich überall ein, die Lust zu schwätzen, hochtrabend zu reden, zu verteidigen. Die Muse wird zum Postament von tausend Begehrlichkeiten. Armer Olymp! Sie sind fähig, auf deinem Gipfel ein Kartoffelfeld zu pflanzen!

Nun sind es zweihundert Jahre, dass die französische Literatur nicht Luft geschöpft hat und vor der Natur ihre Fenster verschlossen hält. Unsere Leute von Geist werden von dem Ansturm vieler Welten bedrängt. Vor fünf oder sechs Jahren wurde mir über Russland von einem Polen ein tiefes Wort gesagt. „Sein Geist überfällt uns bereits.“ Er verstand darunter den Absolutismus, die Spionage, die religiöse Heuchelei, den Antiliberalismus in allen Formen. In der Literatur sind wir da schon angelangt. Nichts als Firnis herrscht und das Barbarentum in weissen Handschuhen, Kosackentatzen mit sauberen Nägeln, Rosenpomade, die nach Kerze riecht. Wir sind niedrig geboren, und es ist traurig, im neunzehnten Jahrhundert Literatur zu machen. Man hat keinen Boden und kein Echo, man fühlt sich einsamer als ein Beduine in der Wüste, denn der Beduine kennt wenigstens die geheimen Quellen unter dem Sand, er hat die Unendlichkeit um sich herum, und die Adler fliegen über ihm.

Ich glaube der Roman ist erst im Begriff zu entstehen, er erwartet seinen Homer. Was wäre Balzac gewesen, hätte er schreiben können. Aber sonst war er makellos. Schliesslich kann jemand, der nur Künstler ist, unmöglich soviel leisten, weil ihm eine derartige Weite fehlt.

Die moderne Gesellschaft bedarf weder eines Christus noch eines Voltaire, sondern eines Aristophanes: dieser aber würde vom Publikum gesteinigt werden. Schliesslich, was hilft alles Schwätzen? Malen wir! Malen wir, ohne Theorien zu machen, ohne uns über die Leinwand zu sorgen, noch über die Dauer unserer Werke.

Wenn die moderne Literatur nur wirklich moralisch wäre, dann wäre sie stark. Mit der Moralität würde das Plagiat verschwinden, die Nachahmung, die Unwissenheit, die übertriebenen Ansprüche. Die Kritik würde nützlich und die Kunst naiv sein, denn sie wären dann Bedürfnis und nicht Spekulation.

Es gibt zwei Arten von Literatur: die, welche ich die nationale nennen möchte (die bessere) und dann die gebildete, persönliche. Zur Verwirklichung der ersten bedarf es eines Kernes allgemeiner Ideen, einer Gemeinsamkeit, eines Bandes. Die volle Ausdehnung der andern erfordert Freiheit.

Wann wird man Geschichte schreiben, wie man einen Roman macht, ohne Liebe und ohne Hass für irgend eine Person, wann wird

man Tatsachen schreiben vom Standpunkt eines höheren sich Lustigmachens aus, d. h., so wie der liebe Gott sie sieht, von der Vogelperspektive!?

Möge sich jeder damit zufrieden geben, ehrlich zu sein; darunter verstehe ich, seine Pflicht zu tun und den Nächsten nicht zu beeinträchtigen, dann werden alle tugendhaften Hirngespinste schnell übertroffen werden. Das Musterbild einer Gesellschaft wäre jene, in der jedes Einzelwesen nach seinem Mass wirken würde. Ich wirke in meinem, ich bin nichts schuldig. Was alle diese schönen Reden von Hingebung, Opfer, brüderlicher Entsagung und anderen unfruchtbaren Abstraktionen betrifft, aus denen die Allgemeinheit der Menschen Vorteil zieht, so überlasse ich sie den Marktschreiern, Schwärmern, Narren und Ideenmenschen.

Der Dichter soll in seinem Werk sein wie Gott im Weltall, überall anwesend und nirgends sichtbar. Da die Kunst eine zweite Natur ist, muss der Schöpfer dieser Natur durch ein gleichartiges Verfahren wirken. Wo man in allen Atomen eine versteckte unendliche Unparteilichkeit fühlt, da wird die Wirkung für den Zuschauer eine Art Verwunderung sein. Wie ist das alles entstanden? muss

man fragen und kommt sich geschlagen vor, ohne zu wissen, warum.

Die griechische Kunst hatte dies Prinzip. Um es zu verwirklichen, wählte man Personen in aussergewöhnlichen sozialen Bedingungen. Könige, Götter, Halbgötter; nicht mit dem Menschlischen interessierte man, das Göttliche war der Zweck.

Die Befriedigungen des Körpers und des Geistes haben nichts mit einander gemein. Wenn sie zusammentreffen, nehmt und hütet sie, aber sucht sie nicht vereinigt, denn das ist unnatürlich. Diese Idee vom Glück ist übrigens die beinahe ausschliessliche Ursache fast allen menschlichen Unglücks. Schonen wir das Mark unseres Herzens, bewahren wir uns den Saft der Leidenschaft, machen wir aus unserem Ich einen erhabenen Extrakt für die Nachwelt! Wieviel verliert man täglich durch Gefühlsverschwendung!

Man wundert sich über die Mystiker, aber ihr Geheimnis besteht darin, dass ihre Liebe, wie ein Strom, nur ein einziges Bett hatte: eng, tief, abschüssig, und darum alles mit sich fortriss.

Wenn man gleichzeitig das Glück und die Kunst sucht, wird man weder das eine noch das andere erreichen, denn zur Kunst gelangt man nur durch Opfer. Die Kunst macht sich wie der Gott der

Juden durch Sühnopfer bezahlt. Zerreisse dich, geissle dich, wälze dich in der Asche, erniedrige die Sinne, spucke auf deinen Körper, nimm dein Herz heraus, du wirst einsam sein, deine Füsse werden bluten, ein höllischer Ekel wird deine Fahrt begleiten, die Freude der andern wird nicht die deine sein, was ihnen ein Nadelstich ist, wird dich foltern, und du wirst verloren in der Menge treiben, mit einem kleinen Schimmer an deinem Horizont. Aber er wird grösser und grösser werden, wie eine Sonne, die Goldstrahlen werden dein Gesicht einhüllen, sie werden in dich übergehen, du wirst von innen aus erleuchtet sein, du wirst dich leicht fühlen und ganz Geist sein, und nach jedem Aderlass wird dein Fleisch geringer wiegen. Der Künstler suche also nichts anderes als Ruhe, fordere vom Leben nur einen Lehnsessel und keinen Thron, keine Befriedigung, keine Trunkenheit. Die Leidenschaft ordnet sich schnell der langen Geduld unter, die das Handwerk erfordert. Die Kunst ist gross genug, um einen Menschen ganz zu beanspruchen, ihn von ihr abzulenken, ist fast ein Verbrechen. Es ist ein Diebstahl an der Idee, ein Mangel an Pflicht. Aber man ist schwach, das Fleisch ist weich, und das Herz zittert wie ein mit Regen beladener Ast unter den Stössen des Erdbodens, man sehnt sich nach Luft wie ein Gefangener, unendliche Ohnmacht er-

greift einen, man fühlt sich sterben. Die Weisheit besteht darin, dass man den wenigst wertvollen Teil der Schiffsladung über Bord wirft, damit das Schiff leicht dahintreibt.

Man sollte sich einsperren und mit gesenktem Kopf sein Werk fortsetzen wie ein Maulwurf. Wenn von jetzt bis in einigen Jahren sich nichts ändert, wird unter den freien Geistern eine Gemeinschaft entstehen, enger als je ein heimlicher Bund war. Abseits von der Menge wird ein neuer Mystizismus gross werden. Die hohen Ideen wachsen im Schatten, wie Tannen am Rand von Abgründen.

Wir sollten uns nicht so viel beklagen. Man beklagt sich über das Dasein selbst, wenn man sich über das, was einen kränkt oder ärgert, beklagt. Wir sind dazu da, das Dasein abzumalen, wir andern, und sonst zu nichts. Lasst uns religiös sein. Was mir an Ärger im Grossen oder Kleinen begegnet, schliesst mich um so fester mit meiner ewigen Sorge zusammen. Ich klammere mich an sie mit beiden Händen und schliesse meine Augen, um die Gnade herbeizurufen. Sie kommt, Gott hat Mitleid mit den Einfachen, und die Sonne scheint immer für die starken Herzen, die über

den Bergen schweben. Ich wende mich einer Art ästhetischem Mystizismus zu (wenn die beiden Worte zusammengehen) und ich wollte, er wäre stärker. Wenn die Andern uns entmutigen, die äussere Welt uns anekelt, entkräftet, verdirbt, verdummt, dann müssen die ehrlichen und zarten Menschen sich selber einen Ort suchen, wo sie leben können. Wenn die Gesellschaftszustände sich nicht verändern, dann wird es wieder Mystiker geben, wie in jedem dunklen Zeitalter. Die Seele, die sich nicht ausdehnen kann, muss sich zusammen pressen. Die Zeit naht, wo die ganze Welt ergriffen sein wird von dem Glauben an das Ende der Welt, der Erwartung eines Messias. Aber da die theologische Grundlage fehlt, wo wird da ein Halt für diese sich selber unbewusste Begeisterung zu finden sein? Die einen werden ihn im Fleischlichen suchen, jene in alten Religionen, in der Kunst und der Menschheit, so wie der jüdische Stamm alle Arten von Idealen in der Wüste vergötterte. Wir sind ein wenig zu früh auf die Welt gekommen. In fünfundzwanzig Jahren wird man an einem Wendepunkt angelangt sein, und die Hände eines Meisters werden wunderbar zu schalten wissen. Dann wird die Prosa fähig sein, eine riesige menschliche Symphonie zu spielen. Bücher werden dann wieder erscheinen, die im Seelischen das sind, was der „Satyr“ und der „goldene

Esel“ der Form nach darstellten. Niemals werden die Sozialisten mit ihren ewigen materialistischen Weissagungen diese Wahrheit begreifen. Sie haben den Schmerz geleugnet, drei Vierteile der modernen Dichtung gelästert. Aber das Blut Christi rührt sich in uns, nichts kann es austrocknen, nichts es versiegen machen. Und nicht darum handelt es sich, es zum Versiegen zu bringen, sondern darum, ihm ein Flussbett zu schaffen. Wenn der Mensch seine Unzulänglichkeit, die Nichtigkeit des Lebens nicht mehr fühlen würde (was die Folge der materialistischen Hypothese wäre), dann wären wir dümmer wie Vögel, die sich wenigstens ihre Nester auf Bäumen bauen. Die Seele schläft jetzt, trunken von Worten, die sie gehört hat, aber sie wird ein wahnsinniges Erwachen haben, wo sie sich den Freuden der Freiheit hingibt. Dann wird nichts mehr in der Umgebung sie stören, weder in der Regierung noch in der Religion, noch in irgend einer Formel. Die schrankenlosesten Pädagogen scheinen mir die Republikaner jeder Farbe zu sein, die eine Reorganisation der Gesetze träumen, eine Gesellschaft, die so geregelt ist wie ein Kloster. Ich glaube im Gegenteil, dass die Regeln verschwinden, die Schranken fallen werden und die Welt gleichförmig wird. Vielleicht kündigt die grosse Verwirrung heute die Freiheit an. Wenigstens hat

die Kunst, die immer vorangeschritten ist, diesen Weg eingeschlagen. Welche Art von Poesie besteht denn jetzt? Durch unsere begrenzte und genaue Sprache und unsere unbestimmbaren, verwischten und ungreifbaren Ideen, ist es mehr und mehr unmöglich geworden, plastisch zu wirken. Wir können nur, kraft unserer Geschicklichkeit, die so oft gestrichenen Saiten straffer spannen und Virtuosen sein. Denn Natürlichkeit, Ursprünglichkeit ist in unserem Zeitalter ein Trugbild geworden. Das Malerische hat sich beinahe ganz verflüchtigt. Trotz allem — die Poesie kann nicht sterben, aber welcher Art wird ihre Zukunft sein? Vielleicht wird Schönheit eines Tages für uns ein überflüssiges Gefühl werden und die Kunst etwas, das in der Mitte liegt zwischen Algebra und Musik.

Ich bin überzeugt, dass die wütendsten körperlichen Gelüste sich unbewusst als ideelle Begeisterung ausdrücken, ebenso wie die schmutzigsten fleischlichen Ausschweifungen von dem reinen Wunsch des Unmöglichen erzeugt sind, der vergeistigten Sehnsucht nach höchstem Glück. Und übrigens weiss ich nicht und niemand weiss es, was diese beiden Worte bedeuten: „Seele und Körper“, wo jene endigt und dieser beginnt. Wir fühlen Kräfte und das ist alles. Noch ist die Wissenschaft vom Men-

schen zu sehr in Materialismus und Spiritualismus befangen, als dass man diese Erscheinung unparteiisch studieren könnte. Noch hat man keine Anatomie des menschlischen Herzens geschrieben. Wie soll dann die Möglichkeit bestehen, dass man ein Heilmittel finde? Es wird der grösste Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts sein, dass es diese Studien begonnen hat. Der historische Sinn ist neu in der Welt. Man wird Ideen wie Organismen studieren müssen, und es ist bereits eine ganze Schule am Werk, die im Dunkeln arbeitet und sicher etwas zustande bringen wird.

Ich mache der Prostitution nur einen Vorwurf: dass sie ein Mythos ist. Die ausgehaltene Frau ist in die Debauche eingedrungen wie der Zeitungsschreiber in die Poesie, wir ertrinken in den halben Farben. Es gibt heute ebensowenig Buhlerinnen als Heilige.

Wenn ich bedenke, welcher Hass überall der Poesie, der reinen Kunst, entgegengebracht wird, entstehen Selbstmordgedanken in mir. Man möchte vergehen, weil man die Andern nicht umbringen kann. Jeder Selbstmord ist nur ein vergoltener Mord. Ich glaube, dass das Leiden des modernen Künstlers sich zu dem Erleiden der

Künstler anderer Zeiten verhält, wie der Grossbetrieb zum Handwerk. Es vervielfältigt sich jetzt mit dem zusammengepressten Rauch, dem Eisen und Räderwerk. Geduld! hat sich der Sozialismus einmal durchgesetzt, dann wird man all dies im grossartigen Massstab erleben. In dem Reich der Gleichheit, und es naht uns, wird man jeden schinden, der nicht ein Lump ist. Was kümmert sich die Masse um Kunst, Poesie, Stil? Sie bedarf nichts von alledem. Macht ihr doch Gassenhauer, Abhandlungen über Gefängnisarbeit, städtische Arbeiterinnenfrage und die materiellen Interessen des Augenblicks. Eine unausgesetzte Verschwörung gegen die Eigenart ist immerfort am Werk, das möge nie vergessen werden. Je stärker man Farbe und Relief beisitzt, umsomehr wird man Anstoss erregen.

Sollte man nicht alle Kammern des Herzens und des Gesellschaftskörpers (von unterst bis oberst) kennen, nicht die Kloaken zu vergessen und vor allem sie nicht. Dort bildet sich die Fäulnis reichlicher, die chemischen Kräfte wirken vielfacher. Wer weiss, welchen Säften von Auswurfprodukten wir den Duft der Rosen und den Wohlgeschmack der Melonen verdanken? Begreift man, wie vieler betrachteter Niedrigkeiten es bedarf, damit sich die Grösse einer Seele bilde, alle die

widerwärtigen Miasmen, die man verschlucken, den Gram, den man erleiden, die Qualen, die man ertragen musste, bevor man eine gute Seite zu schreiben imstande war? Kanalräumer und Gärtner, das sind wir, wir Andern; wir ziehen aus der Fäulnis der Menschen Ergötzung für sie selber auf, lassen Blumenkörbe wachsen auf dem ausgebreiteten Elend. Die Tatsache destilliert sich in die Form und steigt in die Höhe auf wie ein reiner Weihrauch des Geistes zum Ewigen, Unbeweglichen, Absoluten, dem Ideal.

Das Höchste in der Kunst (und das Schwerste) ist, scheint mir, nicht lachen noch weinen zu machen, noch in Brunst oder in Wut zu versetzen, sondern nach Art der Natur zu wirken, nämlich träumen zu lassen. Die sehr schönen Werke haben dieses Merkmal: sie sind hell und unbegreiflich anzusehen, sie sind unbeweglich wie Felsen, unruhig wie der Ozean, voll von Blüten, Laub und Gemurmel wie die Wälder, traurig wie die Wüste, blau wie der Himmel. Homer, Rabelais, Michel Angelo, Shakespeare, Goethe scheinen mir unerbittlich, grundlos, unendlich, vielfältig. Durch kleine Ritzen nimmt man Abgründe wahr. Zu unterst ist Finsternis, Schwindel, und trotzdem schwebt etwas sonderbar Sanftes über dem Ganzen. Es ist das Traumbild des Lichtes, das Lächeln der Sonne und die Stille, die Stille.

KRITIK.

Man behauptet, dass die Kritik demnächst verschwinden wird. Ich glaube, dass sie in den Anfangselementen da ist. Es wurde das Gegenteil von der früheren angenommen, aber man ist jetzt anderer Meinung. Zur Zeit Laharpes war man Grammatiker, zur Zeit Sainte Beuves und Taines ist man Geschichtsforscher. Wann wird man Künstler sein, nichts als Künstler, aber wahrhaft Künstler? Wo ist eine Kritik, die sich um das Werk an sich bekümmert? Man zerlegt sehr fein die umgebende Welt, in der es wurzelt und die Bedingungen, unter denen es entstanden ist, aber die unwissenschaftliche Kritik? Woraus ergibt sie sich? Was für Bestandteile, was für einen Stil hat sie? Welches ist der Gesichtspunkt des Verfassers? Ich finde nirgends eine solche Kritik. Sie erfordert eine grosse Einbildungskraft und eine grosse Güte, eine immer bereite Begeisterungsfähigkeit, die selbst bei den Besten selten ist, so dass man nicht mehr von ihr spricht.

Täglich entrüste ich mich, dass man ein Meisterwerk und einen Schund in denselben Rang einreiht. Man preist die Kleinen auf übertriebene Weise und erniedrigt die Grossen. Nichts ist dümmer und unmoralischer!

Es ist so leicht, über das Schöne zu schwätzen, aber um in einem ordentlichen Stil zu sagen: „machen Sie die Tür zu," oder „er hatte Lust zu schlafen", dazu bedarf es mehr Geistes als für alle Literaturvorlesungen der Welt.

Die Kritik ist auf der letzten Sprosse der Literatur, fast immer, was die Form betrifft, und unbestreitbar, was den moralischen Wert anbelangt, sie kommt nach dem Schüttelvers und dem Acrostikon, die wenigstens irgendwelche Erfindung beanspruchen.

Ich will zu zeigen versuchen, warum die ästhetische Kritik so hinter der historischen und wissenschaftlichen Kritik zurückgeblieben ist: man besitzt keine Grundlage. Es fehlt an der Kenntnis der Anatomie des Stils, dem Wissen, wie ein Satz sich gliedert und wodurch er sich befestigt. Man studiert an Gliederpuppen, nach Übersetzungen von Professoren, Einfaltspinseln, die unfähig sind, das Instrument der Wissenschaft, die sie lehren — ich meine die Feder — zu handhaben. Und das fehlt, die Liebe. Die Liebe, die sich herschenkt, das Geheimnis des lieben Gottes, die Seele, ohne die man nichts versteht.

Was für eine armselige Beschäftigung ist die Kritik! Aber es ist so süss, den Erzieher zu spielen, die Leute vorzunehmen und sie ihr

Handwerk zu lehren. Die Sucht, zu verkleinern, die der moralische Aussatz unserer Zeit ist, hat diesen Hang im Schriftstellertum merkwürdig begünstigt. Die Mittelmässigkeit sättigt sich mit dieser kleinen täglichen Nahrung, die unter dem Anschein von Ernst die Leerheit verbirgt. Es ist viel leichter zu streiten als zu verstehen und leichter, von Kunst, Idee, Schönheit, Ideal usw. zu schwärmen, als das geringste Sonett zu machen oder den kleinsten Satz. Oft spürte ich Lust, über all das ein Buch zu schreiben, aber das lasse ich mir für mein Alter, wenn mein Tintenfass vertrocknet ist. Was für ein herrliches Buch wäre z. B. unter dem Titel „Über die Auslegung des Altertumes" zu schreiben. Es wäre das Werk eines ganzen Lebens. Doch wozu Kritik? Besser ist die Musik: kehren wir zum Rhythmus zurück, wiegen wir uns in Satzgebilden, steigen wir tiefer in das Innere der Herzen hinab.

Es ist die Aufgabe der modernen Kritik, die Kunst wieder auf ihr Postament zu stellen. Die Schönheit wird erniedrigt, wenn sie verallgemeinert Was ist aus dem Altertum geworden, das man für Kinder zugänglich machen wollte? Etwas tief Unsinniges. Aber es ist so bequem, sich übersetzter, verdünnter Weisheit zu bedienen und so süss für die Zwerge, die geköpften Riesen zu betrachten.

Die mittelmässigen Naturen, das heisst also drei Vierteile des Menschengeschlechtes, werden niemals das Köstliche an der Kunst erfassen.

Was für ein Künstler wäre man, wenn man nie etwas anderes als Schönes gesehen, Schönes gelesen, Schönes geliebt hätte. Wenn ein Schutzengel der Reinheit unserer Feder uns vom Beginne an alle schlechten Bekanntschaften hätte vermeiden lassen, so dass man niemals Dummköpfe besucht, noch Zeitungen gelesen hätte. Die Griechen besassen etwas davon. Sie waren unter Bedingungen, die niemals wiederkehren werden, schöpferisch tätig, aber es ist Wahnsinn, sich mit ihren Schuhen bekleiden zu wollen. Nicht griechische Mäntel, sondern Pelze brauchen wir Nordländer. Die antike Form ist für unser Bedürfnis unzureichend geworden, und unser Leben ist nicht für einfache Weisen eingerichtet. Seien wir, wenn möglich, ebenso künstlerisch wie sie, aber anders als sie. Das Bewusstsein des Menschengeschlechtes hat sich seit Homer verändert. Der Bauch Sancho Panzas hat den Gürtel der Venus gesprengt. Statt leidenschaftlich den altertümlichen Geschmack wieder zur Geltung bringen zu wollen, soll man mit allen Kräften bemüht sein, einen neuen zu suchen.

LE CONTE DELILLE.

Ich glaube, dass Le Conte Delille der Instinkt für das moderne Leben, das Herz fehlt: ich meine nicht das Herz in der persönlichen oder selbst in der allgemein menschlichen Empfindungsfähigkeit, sondern das Herz fast im medizinischen Sinn des Wortes. Seine Muse ist blass, sie war nicht genug in der Luft: Pferde und Stilarten von Rasse haben die Adern so voll Blut, dass man es unter der Haut zucken und gleiten sieht. Das Leben! Darum liebe ich so die Lyrik, die mir als die natürlichste Form der Dichtung erscheint. Hier gibt sich das Leben ganz frei und nackt und verleiht dem Werk die geheimnisvolle Kraft, die Ureigenschaft, den Motus animi continuus (Schwingung, beständige Bewegung des Geistes), durch die es Bündigkeit, Relief, Haltung, Schwung, Rhythmus und Mannigfaltigkeit erhält.

Im allgemeinen sind Lecontes Pläne zu tiefsattelig, wie man mit dem Ausdruck der Pferdehändler sagen könnte, das Rückgrat der Idee biegt sich in der Mitte, weswegen der Kopf zu hoch getragen wird. Ich finde auch, dass er für einen Mann, der das Griechentum liebt, zu sehr in der scharfen, starken Idee macht, in dem Gedanken; ich finde ihn wenig menschlich im psychologischen Sinn. Dies was

die Moral betrifft. Im Plastischen besitzt er nicht genug Relief. Aber im Ganzen liebe ich ihn sehr, er macht mir den Eindruck einer hohen Natur.

Etwas fehlt Delille: der Sinn für das Komische. Ich möchte ihn auffordern, mich zum Lachen zu bringen, und zum Lachen bringen ist sehr viel. Verachtung und Verstehen gemischt, das ist in Summa die höchste Art, das Leben anzusehen. Wie Rabelais sagt, ist es allein dem Menschen eigentümlich zu lachen, denn die Hunde, die Wölfe und im allgemeinen alle Raubtiere können weinen. Ich teile die Ansicht Montaignes, meines Ziehvaters, der meint, dass wir uns selbst nie genügend verachten. Ich liebe es, die Menschheit und alles, wovor sie Ehrfurcht hat, erniedrigt zu sehen, verhöhnt, beschimpft, ausgepfiffen, und aus diesem Grund habe ich Sympathien für die Asketen. Die moderne Stumpfheit kommt von der unbegrenzten Achtung, die der Mensch für seine eigene Person empfindet; Achtung? — nein, Anbetung, Abgötterei.

LAMARTINE.

Ich habe gar keine Sympathien mit diesem Schriftsteller ohne Rhythmus, diesem Staatsmann ohne Initiative. Ihm verdanken wir die ganze blaue Langeweile der brustkranken Lyrik, und ihm müs-

sen wir für das Kaiserreich danken: ihm, der der Mann der Mittelmässigen ist, der sie liebt und der von ihnen geliebt wird.

Sprechen wir ein wenig über Graziella, ein mittelmässiges Buch, obwohl es das beste ist, das Lamartine in Prosa geschrieben hat. Es gibt hübsche Details darin: der alte Fischer, der auf dem Rücken liegt, und die Schwalben, die über seinen Rücken streichen, Graziella, die ihr Amulett an das Bett befestigt, an den Korallen arbeitend, zwei oder drei schöne Vergleiche der Natur, z. B. von einem Blitz, der zeitweilig einem Augenblinzeln gleicht; das ist ungefähr alles. Und dann, um klar zu reden, verkleinert er. Oder verkleinert er nicht? Das sind keine menschlichen Wesen, sondern Gliederpuppen. Wie reizend sind diese Liebesgeschichten, wo die Hauptsache so mit Geheimnis beladen ist, dass man nicht weiss, woran man sich halten soll, da die geschlechtliche Vereinigung systematisch wie die Funktionen der Verdauungsorgane, wie Essen und Trinken, ins Dunkel gebannt ist. Dies Vorurteil reizt mich. Da ist ein braver Bursch, der mit einer Frau, die er liebt, immer zusammenlebt, und nie ist von einem Wunsch die Rede. Kein unreines Wölkchen trübt diesen bläulichen Himmel. O Scheinheiliger! Um wieviel schöner wäre es gewesen, wenn er die wahre Geschichte

erzählt hätte. Aber die Wahrheit verlangt rauhere Männer als diesen Herrn von Lamartine. In der Tat ist es leichter einen Engel zu zeichnen als eine Frau. Die Flügel verstecken den Buckel.

CHATEAUBRIAND.

Soeben lese ich die vier Bände „Memoires d'Outre Tombe", die ihren Ruf übertreffen. Niemand war unparteiisch gegen Chateaubriand, jede Partei hat einen Groll gegen ihn. Es wäre eine schöne Kritik über seine Werke zu schreiben. Wie stünde er als Mensch da, wenn man von seinen Dichtungen absieht. Wie ist er in Lügen und Beschränktheit verstrickt worden, und wie eng wurde er. In Goethe sieht er nur den Werther, der doch nur ein Kämmerchen in dem unendlichen Reich dieses Genius bedeutet. Chateaubriand ist wie Voltaire: beide taten künstlerisch alles, was in ihren Kräften stand, um die bewunderungswürdigen Eigenschaften zu verderben, die der liebe Gott ihnen schenkte. Ohne Racine wäre Voltaire ein grosser Dichter gewesen, und was wäre aus dem Mann, der Velleda und Rène schrieb, ohne Fénélon geworden. Napoleon glich ihnen. Ohne Ludwig XIV., ohne dies Schattenbild einer Monarchie, von dem er besessen war, hätten wir nicht diese künstliche Wiederbelebung einer schon leichenhaften Gesellschaftsord-

nung erlebt. Es ist das Schöne an den Gestalten des Altertums, dass sie ursprünglich sind: was sie sind, sind sie durch sich selber. Wie vieler Studien bedarf es, um sich von den Büchern, die man lesen musste, wieder frei zu machen. Wir müssen Ozeane trinken und wieder von uns geben.

MUSSET.

Der Herr von Musset hat teuflisch viel Ehrgeiz. Seine Eitelkeit ist bürgerlicher Abstammung. Ich glaube nicht, dass er die Kunst als das Stärkste im Leben gefühlt hat, am stärksten hat er seine Leidenschaften gefühlt. Musset ist mehr Dichter als Künstler, und augenblicklich viel mehr Mensch als Dichter, und ein ziemlich kleiner Mensch. Nach ihm ist die Musik um der Serenaden willen da, die Malerei um Porträts zu geben, und die Dichtkunst zum Trost für Herzen. Wenn man die Sonne in die Hose stecken will, verbrennt man die Tasche und beschmutzt die Sonne. Dies ist ihm passiert. Für ihn bestehen die Organe der Poesie aus Nerven und Magnetismus. Aber ihre Elemente sind von heller Natur. Wenn es genügte, empfindliche Nerven zu haben, dann wäre ich mehr wert, als Shakespeare und Homer, die ich mir als sehr wenig nervös vorstelle. Diese Verwirrung ist ruchlos, das darf ich sagen, der ich durch geschlossene

Türen Leute, die dreißig Schritt weit entfernt miteinander leise sprachen, deutlich verstanden habe, ich, dem man durch die Bauchhaut die Eingeweide vibrieren sieht, und dem in dem Zeitraum einer Sekunde Millionen Gedanken, Bilder, Zusammenhänge aller Art wie entzündete Raketen eines Feuerwerks im Gehirn aufspringen. Die Poesie beruht keineswegs auf einer schwächlichen Veranlagung des Geistes und die nervöse Reizbarkeit, die Fähigkeit, grenzenlos zu fühlen, ist Schwäche. Um mich klarer auszudrücken: wäre mein Gehirn kräftiger entwickelt, dann hätte mich das Rechtsstudium nicht vor Langeweile krank gemacht, statt Elend hätte ich Gewinn daraus gezogen. Und statt dass ich den Kummer im Kopf trug, fuhr er mir in die Glieder, dass sie in Krämpfen zuckten. Es war krankhaft. So gibt es Kinder, auf welche die Musik schlecht wirkt; sie haben grosse Anlagen, behalten beim ersten Zuhören die Melodien, regen sich beim Klavierspielen auf, magern ab, werden bleich, und ihre armen Nerven zucken vor Qual, wie sich Hunde winden, wenn sie Musik hören.

Nicht unter solchen Kindern sind die Mozarts der Zukunft zu erwarten. Wenn die Neigung sich verirrt hat, die Idee ins Fleisch drang, wo sie unfruchtbar blieb, dann geht das Fleisch zu Grunde, und weder Genius noch Gesundheit kann erstehen.

Grade so ist es in der Kunst: die Leidenschaft zeugt keine Verse, und je persönlicher man ist, umso schwächer wird man. Meine Sünden waren stets von dieser Art. Immer habe ich mich selbst in alles, was ich schrieb, hineingelegt, so zum Beispiel meine eigene Person an Stelle des heiligen Antonius gesetzt, und ich, nicht der Leser erlitt die Versuchungen. Je weniger Gefühle ein Ding in uns erweckt, um so fähiger ist man, es darzustellen (wie es seinem Wesen nach ist, ohne flüchtige Zufälligkeiten). Nur muss man die Fähigkeit haben, ein Ding sich selbst plastisch zu machen. Die Fähigkeit ist nichts anderes als das Genie sehen zu können, das stehende Modell vor Augen zu haben. Darum hasse ich rhetorische Poesie.

Wird Frankreich jemals anerkennen, dass Ronsard Racine aufwiegt? Man soll die Kunst um ihrer selbst willen machen, für sich allein, wie man Violine spielt. Musset wird durch die Eigenschaften, die er verleugnet, bleibend sein. Er hat schöne Triebe, schöne Ausbrüche, das ist alles. Aber der Pariser in ihm hemmt den Dichter. Der Dandysmus verdirbt die Vornehmheit. Seine eleganten Strumpfbänder haben seine Kniee steif gemacht. Die Kraft zur Meisterschaft fehlt ihm. Er hat weder an sich noch an seine

Kunst geglaubt, sondern nur an seine Leidenschaften. Er hat hochtrabend auf Kosten einer höhern Schönheit das Herz, das Gefühl, die Liebe gefeiert. „Das Herz allein ist Dichter“ usw. So etwas schmeichelt den Damen. Es sind diese bequemen Lehrsätze die Ursache, dass so viele Leute sich für Dichter halten, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. Diese Verherrlichung des Mittelmässigen empört mich, denn das heisst, alle Kunst, alle Schönheit verleugnen, die Aristokratie des lieben Gottes beleidigen.

Der ungeheure Ruhm Bérangers ist für mich einer der schreiendsten Beweise der Dummheit des Publikums. Weder Shakespeare noch Goethe, noch Byron, nicht irgend ein grosser Mann sonst ist je so bewundert worden. Dieser Dichter hat bis jetzt nicht einen einzigen Widersacher gehabt, und sein Ruf hat nicht einmal Sonnenflecken. Ich bin überzeugt, dass dieser bürgerliche Stern in der Nachwelt erblassen wird. Ich liebe nicht diesen lustigen Soldatensänger, finde seinen Geschmack immer mittelmässig, und sehe in ihm etwas banal Alltägliches, das mich abstösst. Auf welche Art spricht er von Gott! Und von der Liebe! Aber Frankreich ist ein armseliges Land, was man auch sagen mag, und Béranger

bot ihm gerade das, was es an Poesie ertragen konnte. Eine höhere Lyrik geht über sein Vermögen, und eben die Bérangers entsprach seinem Temperament. Hier ist die Ursache seiner erstaunlichen Beliebtheit. Eine weitere ist die praktische Gewandheit des guten Mannes. Seine groben Schuhe wogen seine grobe Lustigkeit auf. Seele und Kostüm des Volkes spiegelten sich in ihm.

„Onkel Tom“ erscheint mir darum als ein enges Buch, weil es vom moralischen und religiösen und nicht vom menschlischen Gesichtspunkt aus gemacht ist. Damit ein Sclave, den man foltert, mich rührt, ist es nicht notwenig, dass dieser Sclave ein braver Mann sei, guter Vater, guter Gatte und Hymnen singt, das Evangelium liest, seinen Henkern verzeiht und erhaben ist. Durch die Ausnahme wird ein Ding abgesondert, falsch. Die Gefühlseigenschaften, und sie sind gross in diesem Buch, hätten sich besser entfaltet, wenn der Zweck weniger beschränkt gewesen wäre. Wenn es einmal in Amerika keine Sclaven geben wird, dann wird dieser Roman nicht mehr Wahrheit enthalten, als die alten Geschichten, in denen die Mohammedaner immer als Ungeheuer dargestellt sind. Möge man nur nicht hassen, nicht hassen! Die Wahrheit allein, das Ewige, die reine Schönheit

entflammt nicht in solchem Grad die Menge. Der Erfolg dieses Buches ist in seiner Aktualität begründet. Die Parteinahme für die Schwarzen, die als gut und moralisch hingestellt sind, wird z. B. in der Person des Georges absurd, der seinen Mörder pflegt, anstatt ihn mit Füssen zu treten und der von einer Negercultur träumt, einem afrikanischen Kaiserreich. Der Tod der jungen heiligen Clara ist der eines Engels, wozu? Ich würde mehr weinen, wenn es ein gewöhnliches Kind wäre. Der Charakter ihrer Mutter ist übertrieben, trotz der scheinbar halben Farbentöne, die der Schriftsteller hingesetzt hat. In dem Augenblick, da ihre Tochter stirbt, darf sie nicht mehr an ihre Migräne denken. Aber das Parterre sollte lachen, wie Rousseau sagt.

Gautier hat menschlich nicht so starke dichterische Qualitäten als Musset, aber es wird von ihm mehr übrig bleiben, als von diesem. Nicht die Dichter sind die Bleibenden, sondern die, die schreiben können. Ich kenne nichts von Musset, das von einem so hohen Rang ist wie der Saint Christophe d'Épica. Niemand hat schönere Fragmente gemacht und nicht ein Meisterwerk. Mussets Begeisterung ist immer zu persönlich, man merkt ihr den Pariser an, den Kavalier. Er hat gleichzeitig straffe Hosenstrippen und eine

(Horaz, Labruyère). Man soll die Meister auswendig wissen, sie vergöttern, versuchen wie sie zu denken und sich dann von ihnen irgendwie trennen. Was die technische Belehrung betrifft, so kann man von den klugen und gewandten Geistern mehr Gewinn ziehen.

Reneé de Maricourt ist ein Schriftsteller, der von Natur aus viel Geist, Beobachtung und Gefühl besitzt. In seinen Büchern sind zwei deutlich getrennte Teile, der eine ist ganz wahr, gedrängt, nach der Natur gezeichnet. In dem andern unterhält er sich: was die Wirkung seiner guten Stellen zerstört. Die Kunst darf nicht spielerisch werden, finde ich, obwohl ich ein vernarrter Parteigänger des Lehrsatzes der Kunst für die Kunst bin, in einem bestimmten Sinn verstanden.

Ich teile nicht die Strenge Turgenieffs gegen Daudets Jack, ebensowenig seine unendliche Bewunderung für Zolas Rougion. Der eine ist bezaubernd, der andere besitzt Kraft, aber keiner von ihnen bekümmert sich um das, was für mich vor allem andern der Zweck der Kunst ist: die Schönheit. Ich erinnere mich, dass ich einmal vor heftiger Freude Herzklopfen bekam, als ich eine Mauer der Akropolis betrachtete, eine ganz nackte Mauer (die zur linken Seite, wenn man zu den Propylaen aufsteigt). Nun, ich frage mich, ob ein Buch nicht, unabhängig von

von dem, was es sagt, dieselbe Wirkung hervorbringen könnte? In der Genauigkeit des Gefüges, der Kostbarkeit der Bestandteile, der Glätte der Oberfläche, der Harmonie des Ganzen, liegt darin nicht eine wesentliche Tugend, eine Art von göttlicher Kraft, etwas Ewiges wie ein Prinzip? Warum besteht eine so notwendige Beziehung zwischen dem Wort gesetzmässig und dem Wort musikalisch? Warum geschieht es, dass ein Vers entsteht, wenn man einen Gedanken sehr zusammengedrängt hat? Das Gesetz der Zahlen beherrscht also die Gefühle und die Bilder, und was als das Äussere erscheint, ist ganz einfach das Innere.

Der Hauch der Empfindsamkeit ist das Starke an Manon Lescaut. Die Ursprünglichkeit der Leidenschaft macht die beiden Helden so wahr, so liebenswürdig, so anständig, obwohl sie Schelme sind. Dieses Buch ist ein Herzensschrei. Die Komposition ist sehr geschickt, und welch ein ausgezeichneter Gesellschaftston herrscht darin. Ich ziehe jedoch die kräftigeren, mehr herausgearbeiteten Sachen vor, und ich sehe, dass alle Bücher ersten Ranges dies in hohem Masse sind. Sie schreien vor Wahrheit, die wesentlichen Details sind reicher und ausgebildeter. In dieser Beziehung ist Manon vielleicht nur das erste der Bücher zweiten Ranges.

der wunderbarsten der Prosa, sie waren die Verdichtung sechzig geschriebenei Bände und der Bemühungen eines halben Jahrhunderts. Aber ich hätte gerne Voltaire aufgefordert, mir von einem einzigen der Raphael'schen Bilder, über die er sich so lustig machte, eine Beschreibung zu geben.

Ich habe neulich die ganze Hölle von Dante gelesen. Es ist von grosser Art, aber dennoch, welcher Abstand zwischen ihm und den weltumfassenden Dichtern, die nicht den Hass ihres Dorfes, ihrer Kaste oder ihrer Familie gesungen haben.

Wir wundern uns über die Männer aus dem Zeitalter Ludwig XIV., aber es waren keine Männer von enormem Geist. Während man sie liest, wird man keineswegs von dem Erstaunen überwältigt, das man vor einer übermenschlichen Natur empfindet, wie dies beim Lesen Shakespeares der Fall ist. Nein, aber wie gewissenhaft waren sie. Wie haben sie sich bemüht, für ihre Gedanken den richtigen Ausdruck zu finden. Welche Arbeit, welche Naturen! Wie einer den andern befragte, wie sie lateinisch konnten! Wie langsam sie zu lesen verstanden. Auch vermochten sie ihre Ideen ganz voll in die Form zu giessen, die bis zum

Bersten von ihnen erfüllt war. Nun, es gibt keinen Rang. Was gut ist, wiegt das Gute auf. Lafontaine wird so lange leben wie Dante, und Boileau wie Bossuet und selbst wie Hugo.

Rabelais und Don Quichotte, was für zermalmende Bücher! Wie die Pyramiden wachsen sie in dem Maass, als man sie genau betrachtet, und schliesslich hat man Angst vor ihnen. Wunderbar ist in Don Quichotte die Abwesenheit des Künstlichen und die immerwährende Verschmelzung von Illusion und Wirklichkeit, die daraus ein so komisches und so poetisches Buch macht. Wie zwerghaft sind alle andern daneben. Wie klein man sich fühlt, mein Gott, wie klein!

Man sollte sich nie fürchten, übertrieben zu sein, alle sehr Grossen waren es: Michel Angelo, Rabelais, Shakespeare, Molière. In Pourceaugnac handelt es sich darum, dass ein Mann ein Lavement erhält. Man bringt nicht eine Spritze, sondern man füllt das ganze Haus mit Spritzen und Apothekersachen. Ganz einfach, das Genie hat seinen wahren Mittelpunkt im Ungeheuren. Aber damit die Übertriebenheit nicht auffällt, muss sie überall in Verhältnis und Übereinstimmung stattfinden. Wenn die Menschenkinder hundert Fuss haben, dann

müssen die Berge zwanzigtausend haben, und worin besteht das Ideal sonst als in dieser Vergrösserung?

Nichtsdestoweniger ist es traurig mit anzusehen, wie die grossen Männer leicht eine Wirkung erreichen, die ausserhalb der Kunst liegt. Gibt es schlechter Gebautes als viele Sachen von Rabelais, Cervantes, Molière und Hugo? Aber wie sicher treffen diese ihr Ziel. Welche Kraft in einem einzigen Wort. Wir müssen einen kleinen Kieselstein nach dem andern aufschichten, um Pyramiden zu bauen, die nicht den hundertsten Teil ihrer Höhe erreichen, die aus einem einzigen Block gemacht sind. Aber es hiesse sich selbst verlieren, wenn man das Verfahren dieser Leute nachahmen würde. Sie sind im Gegenteil gross, weil sie kein Verfahren haben. Hugo hat sehr viel von ihnen. Er ist darum kleiner, weil er nicht mannigfach ist. Sein Wesen ist mehr nach der Höhe als nach der Breite ausgebildet.

Wie alle Dichter ausnahmslos neben Shakespeare klein und vor allem oberflächlich sich ausnehmen! Er besass die beiden Elemente Einbildung und Beobachtung und war immer, immer weit und üppig. „Für die Mittelmässigkeit geboren, werden wir von den erlauchten Geistern zu Boden gedrückt", das könnte man hier sagen. Ich glaube,

sähe ich Shakespeare in Person, so würde ich vor Schreck sterben.

Zwei Tage lang war ich jetzt von einer Szene in Shakespeare ganz überwältigt (die erste im dritten Akt von König Lear). Dieser Mann wird mich noch meiner Sinne berauben. Mehr wie je scheinen mir alle wie Kinder neben ihm. In dieser Szene verliert jeder Einzelne durch äusserstes Elend und in einem Krampf des Daseins seinen Verstand und beginnt zu faseln. Drei verschiedene Arten von Wahnsinn heulen gleichzeitig, während der Narr Spässe macht, der Regen fällt und der Donner rollt. Ein junger Herr, den man am Anfang reich und schön sah, sagt folgendes: „Ah, ich habe Frauen gekannt usw., ich wurde von ihnen zu Grunde gerichtet, nehmt euch in Acht vor dem leichten Rauschen ihrer Kleider und dem Knirschen ihrer Seidenschuhe.“ O französische Dichtkunst, welch ein durchsichtiges Wässerlein bist du, damit verglichen. Wenn ich denke, dass man sich noch immer an die Büsten hält, an Racine, an Corneille und andere Leute von Geist, die zum Sterben langweilig sind, so möchte ich heulen. Ich möchte (wieder ein Zitat des Alten) sie alle in einem Mörser zerstampfen und mit diesen Überbleibseln die Mauern der Latrinen bemalen.

Ich lese wieder Montaigne. Es ist eigentümlich, wie stark dieser Mann mich erfüllt. Ist es ein Zusammentreffen oder vielleicht darum, weil ich als Achtzehnjähriger ein ganzes Jahr lang nur ihn las. Aber es ist erstaunlich, wie ich in ihm oft die zarteste Zerlegung meiner geringsten Gefühle finde. Wir haben denselben Geschmack, dieselben Meinungen, dieselbe Art zu leben, dieselben Eigenarten. Es gibt Leute, die ich mehr bewundere als ihn, aber nicht einen, den ich nicht lieber ins Leben rufen würde, und mit dem ich besser reden könnte.

DRUCK VON POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG.